

Neustart

Nichts einfacher als das

Ausgewählt von
Christine Stemmermann

Diogenes

Mitarbeit: Lena Baumann
Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Illustration von Anthony Zinonos
Copyright © Anthony Zinonos

Originalausgabe
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/21/44/1
ISBN 978 3 257 24596 7

Inhalt

Meir Shalev

Glücksmomente 7

Dave Eggers

Bis an die Grenze 14

Margaret Forster

*Ein Zimmer, sechs Frauen
und ein Bild* 36

Joachim B. Schmidt

Die Widmung 65

Clemens Meyer

Warten auf Südamerika 74

Sylvain Tesson

Die Wälder der Rückkehr 96

Kurt Tucholsky

Die Kunst, falsch zu reisen

Die Kunst, richtig zu reisen 110

Joey Goebel

Das Schneckenhaus 115

- Sy Montgomery
Einfach Mensch sein 150
- Laura de Weck
Zeitenwende 165
- Marlen Haushofer
Die Verwandlung 168
- Henry David Thoreau
Wo und wofür ich lebte 178
- Walter E. Richartz
Der Aussteiger 202
- Susanna Tamaro
*Geh, wohin dein Herz
dich trägt* 219
- Elizabeth Strout
Fluss 225
- Nachweis* 254

MEIR SHALEV

Glücksmomente

Nicht nur Anregung, neues Wissen und Zufriedenheit schenkt der Wildgarten seinem Besitzer, sondern auch Momente wahren Glücks. Sie sind zumeist periodisch wiederkehrend und voraussehbar, aber das tut der Freude und Wonne keinen Abbruch. Es sind die Momente des Knospens und Blühens und der Wiederkehr überwinternder oder übersommernder Vögel, es sind Momente, wenn leichter Wind über die Mohnwiese weht oder die grünen Blätter der Meerzwiebel knospen, nachdem die Blüten verblüht sind. Hierher gehört auch das Keimen der ausgesäten Lupinen, wenn ihre ersten Blättchen aus der Erde hervorschauen und wachsen – wie kleine Hände, die den Himmel anflehen. Ebenso das Keimen der Alpenveilchensamen, denn im Gegensatz zu den ersten Blättchen vieler anderer Blumen, die sich stark von den Blättern der erwachsenen Pflanze unterscheiden, sieht das erste Blatt des Alpenveilchens genauso aus wie das der reifen Pflanze, abgesehen davon, dass es sehr klein ist und die individuelle Zeichnung, die auf jedem Blatt eines Alpenveilchens erscheint, im ersten Jahr noch fehlt.

Auch Tiere können einem Glücksmomente bescheren, zum Beispiel der Gesang der Bienen in der Eiche oder im Kreuzdorn – was mich jedes Mal aufs Neue überrascht und

freut, weil beider Blüten nicht so auffallend und attraktiv sind wie etwa die des Judas- oder des Storax-Baums. Die Eichenblüten sind winzig, farb- und geruchlos, und sie werden durch den Wind bestäubt. Wenn er weht, sieht man Wolken von Blütenstaub aus den Wipfeln männlicher Eichen aufsteigen und forttreiben. Aber die Bienen fliegen diese Bäume in Massen für eine Gratismahlzeit an, und schon an einem ersten sonnig warmen Tag Ende Januar kann man sie dort hören, als würden Bassisten und Cellospieler im Geäst musizieren. Ihr Summen klingt tief und weich, ist aber deutlich im Laub wahrzunehmen und erfüllt die Luft.

Beim ersten Mal wusste ich nicht, was ich da hörte, doch als ich näher trat und den Kopf hob, entdeckte ich, dass das Geräusch aus dem Eichengeäst kam. Tausende von Bienen waren dort zugange, sammelten Blütenstaub und summten mächtig. Ich lehnte mich an den Stamm, schloss die Augen und versank von Kopf bis Fuß im Gesang der Bienen, und seither tue ich das Jahr für Jahr. Was für ein herrliches Konzert, zart und volltönend, warm und kräftig, und es kündigt davon, dass die Bienen den Frühling anders betrachten als ich. Unser Frühling ist bunt und würzig, warm und hell, anregend und liebkosend, angenehm für Auge, Haut und Nase, lockt mit seinem Liebreiz erst das Herz, dann auch den Körper ins Freie – zum Spazieren, Schnuppern, Schauen, Lieben. Aber die Bienen schwirren im Frühling zur Arbeit aus. Sie reden nicht vom »Hügel der Alpenveilchen«, erzählen nicht von »Anemonteppechen«. Ihr Frühling hat rein wirtschaftliche Bedeutung: Der Bienenstock wimmelt von hungrigen Mäulern, die Speisekammer

hat sich in der trüben Jahreszeit geleert, man muss Blütenstaub und Nektar einbringen, Honig produzieren, um die Königin und die Larven zu ernähren, eine weitere Generation Arbeiterinnen aufzuziehen. Ich finde es angenehm, ihrem Gesang zu lauschen, und noch angenehmer, zu wissen, dass ich nicht einer von ihnen bin – nicht zu den Bienen-, Ameisen- oder sonstigen Staaten gehöre, in denen die Sklaverei vererbt wird und schon derart geheiligte Tradition ist, dass an ihr nicht gerüttelt werden kann.

Einen anderen freudigen Moment erlebe ich, wenn ein Igel oder eine Schildkröte in meinem Garten auftaucht. Ich liebe Igel und Schildkröten, und jedes Jahr sehe ich sie seltener. Doch manchmal kommen sie und erfüllen mein Herz mit Freude. Als ich eines Abends im Garten am Boden saß, kam eine Igelmutter mit zwei Jungen, deren Stacheln noch nicht richtig hart waren. Sie liefen emsig hierhin und dorthin, suchten, schnupperten, kamen an mir vorbei, so nahe, dass eines der Jungen mich streifte. Eine solche Nähe zu einem Wildtier, und sei es ein kleiner Igel, eine Nähe, die Vertrauen und Sicherheit atmet, ist höchst angenehm.

Und die Vögel: In meinem Garten und seiner Umgebung leben Wiedehopfe, Krähen, Turteltauben, Palmtauben, Honigsauger, Halsbandsittiche, Schlangennadler, Bülbüls, Amseln, Streifenprunien, Kohlmeisen, Braunlieste, Rotkehlchen, Blutspechte, Schleiereulen, Zwergohreulen, Steinhühner, Triele, Lerchen, Falken, Eichelhäher und Spatzen. Sie alle erkenne ich an Aussehen und Stimme. Erwache ich vor Sonnenaufgang, kann ich die Uhrzeit daran ablesen, welcher Vogel gerade draußen singt.

Außer dem Ruf des Schlangenadlers habe ich alle Vogelstimmen schon gehört. Amseln und Bülbüls singen am schönsten, aber ich höre auch gern den Braunliest, eine Art Eisvogel, der seine Nahrung nicht mehr aus dem Wasser fischt, sondern sich Eidechsen und Insekten im Steilflug vom Boden schnappt und morgens laute Lacher über den Garten schickt, um allen zu verkünden, dass dieser Garten ihm gehört. Aber er gehört auch dem Honigsauger, der es trotz seiner Winzigkeit furchtlos ausposaunt, und auch den Halsbandsittichen, die Eindringlinge sind, sich aber wie Hausherrn gebärden. Sie vertreiben die Spechte aus meinem Garten, und das nicht, weil Gott ihnen dieses Gebiet verheißen hätte, sondern weil sie es auf die Nisthöhlen der Spechte in den Baumstämmen abgesehen haben. Und das Rotkehlchen kehrt jedes Jahr aus Europa zurück und erinnert mich und die übrigen Vögel daran, dass der Garten weder mir noch ihnen gehört, sondern ihm allein.

Dieses Rotkehlchen ist mein zweites. In meinem zweiten oder dritten Winter hier kam das erste, stand in der Terebinthe vor meinem Fenster und stieß Kriegsrufe aus, ein scharfes, aggressives Schnickern: Za! Za! Za! Raus aus meinem Revier! Häufig sah ich es auch seine Grenzen verteidigen, und das war ein lustiger Anblick: Ein kleines, rundliches Vögelchen, das man zwischen Daumen und Zeigefinger zerquetschen könnte, hüpfte kühn von Zweig zu Zweig: Za! Za! Za! Wer hier naht, wird totgemacht!

Zu Beginn des Sommers kehrte das Rotkehlchen in sein Land zurück, und als im nächsten Winter das Za! Za! Za! samt Rotkehlchen wieder da war, erklärte man mir auf meine Frage, es sei vermutlich derselbe Vogel, der an seinen

gewohnten Wintersitz zurückgekehrt sei. Aber kleine Singvögel leben nicht lange, und ich war sehr traurig, als es, ein paar Jahre nach seinem ersten Auftritt, Winter wurde und mein Rotkehlchen seine Terebinthe nicht wieder aufsuchte.

Einige Jahre lebte ich ohne Rotkehlchen, bis mir die Götter ein neues schickten. An einem kalten Wintermorgen hörte ich es draußen und eilte übergücklich hinaus. Da ist es, schnickert eifrig, schützt sein Revier gegen jeden fremden Eindringling. Trotz seiner sozialistischen Farbe und seines dünnen, geraden Schnabels ist es politisch sehr falkenhaft.

Auch der Honigsauger bescherte mir einmal ein Glücksmoment, oder genauer gesagt, Schmerz und Reue, die in Freude umschlugen. Der Honigsauger, auch »Nektarvogel« genannt, ist der kleinste Vogel in meinem Garten. Manchmal – eher selten – erscheint eine Streifenprinie und macht ihm diesen Titel streitig, aber die Honigsauger sind fast immer hier. Die Weibchen sind graubraun, die Männchen schillern in Grün und Schwarz, zwei Farben, die bei jeder Bewegung changieren.

Häufig kreisen sie wie winzige Hubschrauber um die Blumen, was sehr hübsch anzusehen ist, doch in diesem honigsüßen Winzling verbirgt sich ein jähzorniges, angriffslustiges und triebhaftes Wesen. Die Männchen liefern sich Verfolgungsjagden am Himmel und im Geäst des Gartens und bekämpfen sogar ihre Spiegelbilder in den Fensterscheiben. Sie sausen rauf und runter, kurven so wendig, dass Jagdflieger sie nur beneiden können, und haben vor nichts Angst, weder vor Artgenossen noch anderen Vögeln, noch vor Tier oder Mensch. Wenn ich sie sehe, fällt mir eine

hübsche Stelle in Nachum Gutmans Buch *Lobengulu, König von Zulu* ein. Darin berichtet er, wie in Südafrika ein »Honigsauger« – Gutman benutzt nicht den moderneren Namen »Nektarvogel« – einen Pavian verscheuchte, der sich dem Nest näherte: »Als der Affe noch näher ans Nest kam, veranstaltete der Honigsauger einen Mordskrach. Die Zwitscher schossen so rasch wie Gewehrsalven aus seiner Kehle. Er hüpfte auf den Affen zu, sprang um ihn herum, flog über ihn hinweg. (...) So ist das, wenn man zwei Eier im Nest hat. Es kommt nicht allein auf die Größe an.«

Einmal zerstörte ich versehentlich das Nest von Honigsaugern, die in meinem Garten lebten, und das tut mir bis heute leid. Ich schnitt damals die Lavendelsträucher zurück, die auf einer der Terrassen wachsen, und sah dabei ständig ein Honigsauger-Pärchen laut kreischend über mir flattern. Die beiden fielen mir auf, aber ich begriff nicht, dass sie mich wegjagen wollten. Ich dachte, sie seien mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, einem Streit unter Nachbarn oder mit Liebeswerben und Untreue. Erst als meine Gartenschere ihr Nest traf, das verborgen im Dickicht hing, verstand ich, aber da war es zu spät. Das Nest war angeschnitten und barst, und die zwei winzigen Eier darin fielen heraus und zerbrachen. Die Honigsauger flogen davon und kehrten den ganzen Sommer nicht in meinen Garten zurück, und ich fürchtete bereits, sie würden nie wiederkommen. Aber im nächsten Sommer erschienen sie erneut – sie oder ein anderes Paar. Ich freute mich riesig, und seither halte ich die Augen offen und nehme mich in Acht.

Doch die Vögel, die mir die größte Freude bereiten, wohnen nicht in meinem Garten, sondern auf dem angrenzenden Feld. Es sind die Triele – Vögel, die fliegen können, aber lieber zu Fuß laufen. Sie haben die Größe eines jungen Huhns, lange Beine, scharfblickende gelbe Augen und ein gelb, braun und grau gemustertes Gefieder im Flecktarnlook. Wenn sie regungslos dastehen, nimmt das Auge sie kaum wahr, aber nachts hört man ihre Stimmen von weit her. Zu Beginn der Nacht und auch noch in ihrer Mitte und am Ende halten sie Zusammenkünfte ab, wie sie hier in der Jesreelebene üblich sind – mit Volkstanz und Gesang.

Diese Versammlungen haben etwas Geheimnisvolles und Verlockendes, das ich sehr mag. In Sommernächten, wenn die Triele auf dem gemähten Feld unterhalb meines Hauses singen und tanzen, gehe ich manchmal hinunter und im Dunkeln auf sie zu. Man darf ihnen nicht zu nahe kommen, denn dann verstummen sie und flüchten. Im Abstand von dreißig Metern strecke ich mich rücklings auf dem Boden aus, schaue in den Himmel und lausche.

Ihre mysteriösen, seltsamen Stimmen, das Liegen auf der Erde unter dem großen, hohen Sommerhimmel geben einem das Gefühl, mit offenen Augen zu träumen. Leider sehe ich keine Himmelsleitern und keine Engel, aber der Mensch muss sich mit dem zufriedengeben, was er hat. Und in diesem Moment habe ich eine warme Nacht und weiche Erde ohne Steine und einen Himmel voller Sterne, und Triele singen mir ein Lied – und das ist weit mehr, als die meisten Menschen haben, weit mehr, als ich in vielen anderen Momenten habe.